

Leseprobe aus:

Jan Fleischhauer

Der Schwarze Kanal



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALT

- 7 Vorwort zum Geleit

- 13 Utopie und Terror
- 16 Warum Grün nicht das neue Gelb ist
- 19 Sonnencreme und Kriegshandwerk
- 22 Westerwelle: eine antizyklische Verteidigung
- 25 George Bushs linke Erben
- 28 Eine Träne auf Reisen
- 31 Grüner Vampirismus
- 34 Die Irrtümer der Guttenberg-Gegner
- 37 Die fabelhaften Schröders
- 40 Politische Kettenreaktion
- 43 Kein Blut für Öl
- 47 Willkommen im Land des Regenbogens
- 50 Freidemokratie light
- 53 Komm, wir schottern die Verfassung!
- 57 Die Kosten der Sonnenwende
- 62 Die große Datenfresserangst
- 65 Strafe muss weh tun
- 69 Qualifikation? Sie ist doch Deutsch-Türkin!
- 73 Vorsicht, Rechtspopulist
- 77 Die Macht, der Sex und die Linke
- 81 Wo der Palästinenser-Schal fröhlich flattert
- 85 Grün glauben, schwarz sehen
- 88 «Aber ich habe Angst»
- 92 Wir Euro-Nazis

- 96** Gerechtigkeit für Silvana Koch-Mehrin
100 Für dich immer noch: die Fußball
104 Warum Steuersenkungen jetzt richtig sind
108 Halten Sie durch, Mr. Murdoch!
111 Sozialismus im Netz
115 Auf zur fröhlichen Sympathisantenjagd
119 Achtung, Gemeinschaftspathos!
123 Abmahnung aus Brüssel
127 Warum Frank Schirrmacher irrt
131 In der Habermas-Republik
135 Abschied von einer moralischen Instanz
139 Das Griechenland-Komplott
144 Unsere Partei der Öko-Hausmeister
148 Was die Euro-Krise mit Religion zu tun hat
151 Helmut Kohls doppeltes Erbe
155 Spekulieren mit Soros
159 Anti-Burnout-Terrorismus
163 Rushhour des Lebens
166 Unter Apokalyptikern
170 Der Millenniums-Ökonom
174 In der Verharmlosungsfalle
177 Lichterkette für Gutenberg
181 Deutsche aufs Sünderbänkchen
186 Vorwärts, Migrant
191 Vor den Gerichtshöfen der Moral
195 Spießler-Alarm
199 Wer hat Angst vor Alice?
203 Liste des Schreckens
- 207** Statt eines Nachworts: die Reaktion der Leser
219 Dank
220 Personenregister

VORWORT ZUM GELEIT

Neulich erreichte mich über Facebook die Zuschrift des Lesers Mick Jelnikow. «Die absolut widerwärtige Grütze, die Sie regelmäßig bei SPIEGEL ONLINE veröffentlichen müssen, können Sie sich in Ihre öligen Haare schmieren», schrieb er mir. «Der Gipfel der Unverschämtheit ist Ihr heutiger Erguss ›Lichterkette für Gutenberg‹. Sie sind ein total kaputter Typ.»

Eine wöchentliche Kolumne ist eine wunderbare Sache. Welcher Journalist träumt nicht davon, regelmäßig das Tagesgeschehen kommentieren zu dürfen? Man bekommt auch ein schönes Foto und gelegentlich Einladungen in Talkshows. Nur sollte man nicht erwarten, dass einen die Leute ins Herz schließen, zumindest dann nicht, wenn man solche Sachen schreibt wie ich. Die Wahrheit ist: Mick Jelnikow ist nicht der Einzige, der mich für einen total kaputten Typen hält. Tatsächlich scheint es sogar ziemlich viele Menschen zu geben, die so denken wie er.

Wenn es einen Preis für die meistgehasste Kolumne in Deutschland gäbe – ich glaube, ich hätte gute Aussichten, ihn zu gewinnen. Ich will mich nicht beklagen. Wer unter seinem Namen Meinungsbeiträge veröffentlicht, sucht die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit; deshalb sollte er auch nicht zu empfindlich sein, wenn es Widerspruch gibt. Trotzdem stelle ich mir natürlich hin und wieder die Frage, warum sich viele Leser durch den «Schwarzen Kanal» so provoziert fühlen, dass sie den Deutschen Presserat an-

rufen oder Aufrufe für ein sofortiges Publikationsverbot ins Netz stellen. Ich bemühe mich um einen heiteren Ton, selbst wenn die Umstände ernst sind. Ich beleidige niemanden, rufe nicht zu unüberlegten Handlungen auf und mache auch keine abfälligen Kommentare über irgendwelche Randgruppen. Ich habe sogar aufgehört, weiter böse Sachen über Claudia Roth zu verbreiten. Aber all das ändert nichts daran, dass ich als jemand gelte, der von «Demokratie, Rechtsstaat und fairem Journalismus» keine Ahnung hat, wie es ein Leser im «Forum» bei SPIEGEL ONLINE formulierte. Um von bestimmten Leuten für schwer gestört gehalten zu werden, reicht es offenbar, dass man sich nicht ganz doll vor dem nächsten Atomunfall fürchtet, Datenschutz für eine deutsche Marotte hält, der Marktwirtschaft trotz aller Turbulenzen die Daumen drückt und generell nichts Schlimmes dabei findet, wenn die Regierung in der Euro-Krise versucht, das Geld der Bürger vor dem Zugriff der Nachbarn zu schützen. Mit anderen Worten: wenn man die Dinge so sieht wie eine große Zahl von Menschen in Deutschland.

Bei einer Kolumne, die «Der schwarze Kanal» heißt, liegt die Vermutung nahe, dass die schärfsten Kritiker aus der linken Glaubenswelt stammen. Gelassenheit ist in diesem Milieu keine besonders ausgeprägte Tugend, wie ich schon an anderer Stelle feststellen konnte. Tatsächlich reagieren gerade Linke sehr aufgeregt, wenn sie mit Anschauungen konfrontiert werden, die ihren eigenen Überzeugungen widersprechen. Das mag auch damit zusammenhängen, dass sich Linke am liebsten unter ihresgleichen aufhalten, allen Beschwörungen des Multikulturalismus zum Trotz. Sie sind es einfach nicht gewohnt, auf abweichende Meinungen zu stoßen, schon gar nicht in einem Medium, das für viele seiner Leser dort zu stehen

hat, wo sie selber stehen. Wenn es doch passiert, und dazu noch an einer so prominenten Stelle wie einer Kolumne, sind sie verständlicherweise irritiert. Vielleicht sollte man den Leuten raten, mehr aus sich herauszugehen. Die Begegnung mit Andersdenkenden kann durchaus bereichernd sein, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Wirklich.

Die Idee zu der kolumnistischen Plattform auf SPIEGEL ONLINE entstand im Herbst 2010 bei einem Mittagessen mit dem Verleger Jakob Augstein. Es gibt nicht viele Plätze im deutschen Journalismus, wo man im Prinzip machen kann, was man will. So einen Platz für jeden Wochentag zu etablieren schien uns ein lohnendes Ziel. Sieben Tage, sieben Köpfe – mit diesem Prinzip hatte schließlich schon RTL Erfolg gehabt. Wir waren uns auch sofort einig, dass so eine Unternehmung nur im Internet eine Chance haben würde. Augstein erschien mir für das Vorhaben der ideale Partner. Er ist trotz seines Vermögens sehr links (eine Kombination, die nicht ganz so selten ist, wie man vermuten sollte), und er ist erfreulich furchtlos (was ihn nun wiederum von vielen seiner Glaubensgenossen eindeutig unterscheidet). Außerdem gehört er zu den wenigen Linken, die sich über Widerspruch freuen, ja, diesen geradezu herausfordern. «Natürlich wieder großer Unsinn, was Du geschrieben hast, aber sehr lustig», lautet eine typische Aufmunterungs-Mail von ihm.

Als ich mit dem «Schwarzen Kanal» anfang, hatte ich Angst, mir würden die Themen ausgehen. Man will sich ja nicht ständig wiederholen. Wie sich herausstellte, waren meine Sorgen umsonst. Vor ein paar Jahren hat der amerikanische Philosoph Harry G. Frankfurt ein Buch vorgelegt, das der Frage nachgeht, warum es so viel Bullshit in der Welt gibt. 27 Wochen hielt sich seine Abhandlung auf der Bestsellerliste der «New York Times», was zeigt,

dass die Frage offenbar eine Menge Menschen bewegt. Leider gibt es für Bullshit kein gutes deutsches Wort. Humbug wäre eines, aber es trifft nicht wirklich das Wesen dieser nahezu allgegenwärtigen Form des Blödsinns. Das politische Leben ist eine schier unerschöpfliche Quelle von Bullshit. In kaum einem anderen Berufsfeld trifft man so viele Menschen, die mit toderner Miene den größten Schmonzes von sich geben, obwohl man meinen sollte, sie müssten sofort in schallendes Gelächter ausbrechen.

Eindeutig bullshitfördernd ist dabei die Tendenz, aus jeder politischen Entscheidung eine moralische Frage zu machen. Politik bedeutet zunächst die Abwägung von Interessen, nicht von moralischen Gütern, aber das gerät im modernen Vollzug oft in Vergessenheit. Wo alles zu einer Wahl zwischen Gut und Böse gerät, kann es nicht ausbleiben, dass die Proportionen verschwimmen und der Realitätsbezug leidet. So kommt es, dass wegen fünf Euro Hartz IV die soziale Eiszeit droht und eine stümperhafte Doktorarbeit das Land gleich auf den Weg in «eine andere Republik» führt. Ein Nebeneffekt der Moralisierung von Politik ist der völlige Verlust von Ironie. Tatsächlich ist das Moralische dezidiert ironiefeindlich, da sich in der Ironie eine Distanz verrät, die antipathetisch wirkt. Ohne Pathos aber ist Moral nicht zu haben, schon gar nicht die «Moralhypertrophie» (Arnold Gehlen) der politisch motivierten Gesinnungsethik.

Es gibt bessere und schlechtere Tage für einen politischen Kolumnisten. Am schönsten sind natürlich die Wochen, in denen sich das Land in einen kollektiven Erregungszustand hineinredet (haben wir wirklich über zwei Monate mit der Wulff-Affäre zugebracht?). Aber auch in den eher flauen fällt genug ab. Versuchen Sie mal, einem Außenstehenden zu erklären, warum wir Deutsche

kein Problem haben, uns mit anderen nackt in die Sauna zu setzen, aber sofort unsere Privatsphäre verletzt sehen, wenn jemand unser Haus fotografiert. Das Land steckt voller Widersprüche.

Keine Frage, es gäbe genug Gründe, sich nicht nur über die linke Seite des politischen Spektrums lustig zu machen. Auch die Konservativen haben ihre Obsessionen, die aufzuspießen sich lohnt. Mein Eindruck ist nur: Dies Geschäft besorgen schon genug Leute. Wo ist der Witz, als zweiundachtzigste Stimme in den Guttenberg-Verdammungsschor einzufallen? Wenn mir eines an der Linken immer gefallen hat, dann ist es ihr Eintreten für Minderheiten. In diesem Sinn ließe sich also sagen: Der «Schwarze Kanal» steht verlässlich auf Seite derjenigen, auf die das Schwert der öffentlichen Meinung niedergeht, ohne dass sich eine Hand zu ihrer Verteidigung rührt. Der Kollege Alan Posener von der «Welt» hat mir kürzlich vorgehalten, ich würde ja nur die «Süddeutsche Zeitung» lesen und dann einfach das Gegenteil behaupten. Wenn es bloß so einfach wäre. Unvorhersehbarkeit beweist sich nicht nur, indem man laufend seine Meinung wechselt; manchmal kann die Originalität gerade darin bestehen, dass man seinem Standpunkt treu bleibt. Außerdem gibt es wirklich schwierige Mandanten. Rupert Murdoch war kein einfacher Fall, wie ich in aller Bescheidenheit sagen darf, und auch der Freiherr zu Guttenberg hat es einem im letzten Jahr nicht immer leichtgemacht.

Wenn ich die Haltung beschreiben sollte, aus der heraus die in diesem Band versammelten Kolumnen entstanden sind, dann würde ich sie als heiteren Pessimismus bezeichnen. Ich bin nicht der Meinung, dass die Linken an allem Schuld sind (außer vielleicht am Verfall der Tischmanieren, den trage ich ihnen wirklich nach). Ich glaube

auch nicht, dass unser Land dem Untergang geweiht ist, wenn sie wieder die Macht übernehmen sollten, wie ich überhaupt ziemlich immun gegen Untergangsängste bin. Ob die Welt danach allerdings ein besserer Platz wäre, wie vielfach behauptet, scheint mir doch eher fraglich. Ansonsten halte ich mich an den Satz von Karl Kraus: «Was trifft, trifft auch zu.» Daran gemessen kann nicht alles verkehrt sein, was sich im Folgenden an Texten findet – das ist jedenfalls die Hoffnung, an der ich mich festhalte.

UTOPIE UND TERROR

Selbst in der eigenen Partei waren sie zuletzt etwas unglücklich über die Vorsitzende der Linken und ihr Bekenntnis zum Kommunismus. Allerdings weniger aus inhaltlichen Gründen, wie die halbherzigen Distanzierungen zeigten. In der Sache hatten dort nur die wenigsten an den Äußerungen von Gesine Löttsch etwas auszusetzen. Man nahm ihr vor allem übel, dass sie den Leuten so direkt auf die Nase gebunden hatte, wohin die Reise mit der Linkspartei geht, sollte sie wieder an die Macht kommen.

Von einer «unglücklichen Formulierung» sprach Gregor Gysi entschuldigend; wer über Kommunismus rede, müsse damit rechnen, dass andere dabei auch an Stalin und die Mauer dächten. Ja, an was denn sonst? Etwa an die Segnungen der chinesischen Kulturrevolution, die vorbildlichen marxistischen Erziehungsexperimente in Kambodscha oder die Vorzüge der kleinen Dschungeldespotie auf Kuba?

Ihren Kinderglauben an die moralische Überlegenheit des Kommunismus hat sich die Linke in Deutschland bis heute nicht nehmen lassen, das gilt weit über die Linkspartei hinaus. Niemand klaren Verstandes käme auf die Idee, am Nationalsozialismus noch irgendetwas Gutes zu sehen; beim Kommunismus, der anderen mörderischen Großideologie des 20. Jahrhunderts, ist das selbstverständlich anders. Der Trick besteht darin, Idee und Ausführung zu trennen. Linke meinten mit Kommunismus

etwas «sehr Edles», heißt es von Leuten wie Gysi in schöner Unschuld, nämlich eine «höchst gerechte und humane» Gesellschaft. Das Ideal ist nur ohne die entsprechende Praxis nicht zu haben.

Der Klassenwahn endet, konsequent zu Ende gedacht, nicht viel besser als der Rassenwahn. Es ist kein Zufall, dass überall dort, wo sich Revolutionäre daranmachten, die marxistische Idee in die Wirklichkeit zu überführen, als Erstes die Umerziehungslager eröffneten. Wer eine klassenlose Gesellschaft anstrebt, wird die Feinde dieser Gesellschaft aus dem Verkehr ziehen müssen. Die kommunistische Utopie, in der Gier und Egoismus ausgemerzt sind, setzt auf die Verbesserung des Menschengeschlechts, anders funktioniert es nicht. Weil man ewig darauf warten müsste, dass sich der Mensch von selber bessert, kommt man nicht umhin, von Staatswegen nachzuhelfen, daher immer auch der Terror.

Zu den Meinungen, mit denen man sich in Deutschland aus gutem Grund unmöglich macht, gehört die Verharmlosung der Nazi-Diktatur. Wer heute von den Opfern spräche, die «im Namen des Nationalsozialismus» ihr Leben ließen, hätte sich diskursmoralisch zu Recht disqualifiziert. Wenn umgekehrt die Abgeordnete Sahra Wagenknecht angesichts der 90 Millionen Toten, die auf das Konto des praktischen Marxismus gehen, von den Verbrechen spricht, «die im Namen des Kommunismus begangen wurden», findet komischerweise niemand etwas dabei.

Irgendwie gelten die Leichen, die der Kommunismus hinterlassen hat, immer noch als bedauerlicher, aber entschuldbarer Betriebsunfall der Geschichte. «Vertreibung der Kulaken durch Stalin» nannte Jürgen Habermas schon im berühmten Historikerstreit nonchalant, was mit

schätzungsweise 10 Millionen Toten eine der größten Auslöschungsaktionen der Geschichte ist. Das «Schwarzbuch des Kommunismus», eine erste Aufzählung der in der Umsetzung der marxistischen Theorie verübten Verbrechen, wurde im deutschen Feuilleton vor allem unter der Frage diskutiert, ob man «roter Holocaust» sagen dürfe. Ansonsten galt das «Schwarzbuch» als «Tendenzhistorie» (Hans Mommsen), die auf «Pauschalverurteilungen statt Erklärungen» setze. Manchmal können Pauschalverurteilungen durchaus angezeigt sein.

WARUM GRÜN NICHT DAS NEUE GELB IST

Zu den politischen Wieselwörtern, die derzeit in Mode sind, gehört das von den Grünen als «neuer FDP». Die Grünen, so heißt es, könnten dem liberalen Bürgertum, das sich von den Freidemokraten abwendet, eine neue Heimstatt bieten. In einem bemerkenswerten Interview mit dem «Handelsblatt», das marktwirtschaftlich denkenden Menschen naturgemäß besonders nahesteht, hat der Parteivorsitzende Cem Özdemir alle enttäuschten FDP-Wähler eingeladen, doch beim nächsten Mal grün zu wählen. «Unsere Arme sind weit geöffnet», erklärte er und setzte hinzu: «Der von mir sehr verehrte Ralf Dahrendorf würde sich heute (...) bei den Grünen wohler fühlen.»

Auf den ersten Blick spricht einiges für die Annahme, dass die Grünen die immer neuen Tiefständen entgegen-taumelnde FDP beerben könnten. Ihre Anhänger rekrutieren sich in großer Zahl aus einem Milieu, das mit dem der Liberalen viele Gemeinsamkeiten aufweist: Sie sind wie diese überdurchschnittlich gebildet, überdurchschnittlich gut verdienend, auch ausgesprochen statusbewusst und politisch interessiert. Oft wohnen beide Wählergruppen sogar Tür an Tür, also in den durchgrünten Innenstadtlagen mit Altbaubestand, wo die ärgerlichen Begleiterscheinungen des Großstadtlebens in angenehmer Distanz bleiben.

Soweit mit dem Wort von der «neuen FDP» allerdings auch weltanschauliche Übereinstimmungen gemeint sind,

könnte nichts von der Wirklichkeit weiter entfernt sein. Tatsächlich sind die Grünen in ihrem Wesenskern das genaue Gegenstück zu einer liberalen Partei. Von den fünf im Bundestag vertretenen politischen Organisationen ist die FDP heute die einzige, die sich einen Rest gesunder Staatskepsis bewahrt hat, was mit der Soziologie der Anhängerschaft korrespondiert. Nur in ihr lebt noch der Gedanke fort, dass der Griff in die Tasche der Bürger zu begründen ist, nicht umgekehrt die Abstinenz davon.

Die Grünen hingegen sind ganz und gar Partei des öffentlichen Dienstes, er bildet ihr eigentliches Rückgrat, daher auch die ausufernden Sozialprogramme in ihrem Forderungskatalog, die ja nicht nur den Bedürftigen zugutekommen, sondern mindestens ebenso verlässlich den Agenten des Sozialstaats, die diese Programme exekutieren sollen. Ihre treueste Anhängerschaft hat die Ökopartei traditionell neben der BAT-Boheme in den Betreuungsbe-



Es rumort weiter in der FDP

rufen, also dem kaum noch zu überschauenden Heer der Sozialarbeiter und psychologisch geschulten Fachkräfte, die von den sozialstaatlichen Reparaturaufträgen leben.

Schon die Achtundsechziger, aus deren Reihen viele Frühgrüne stammten, waren ganz vernarrt in den Staatsdienst, allen anderslautenden Proklamationen zum Trotz. Nie wieder stieg die Zahl der öffentlich Beschäftigten schneller als zwischen 1968 und 1978. Die Linksavantgarde erkannte schnell, dass es sich von der Warte der kündigungssicheren Festanstellung mit dynamisiertem Rentenanspruch besser über das Elend der Gesellschaft philosophieren lässt als aus den zugigen Etagen des freien Unternehmertums oder der selbstfinanzierten Gegenwelt.

Für die Grünen ist die Begriffsverwirrung relativ gefahrlos. Ihre Anhänger wissen schon, was sie an ihnen haben, da machen ein paar Avancen ins andere Lager niemanden kirre. Bei den Wählern der FDP kann man da nicht so sicher sein. Insofern mag sich der Etikettenschwindel sogar auszahlen, jedenfalls so lange, bis dann die Rechnung präsentiert wird.

SONNENCREME UND KRIEGSHANDWERK

Die letzte Enthüllung über das Leben auf der Gorch Fock betraf ein paar Runden Wasserski auf offenem Meer, da war die Betroffenheit schon hinreichend groß. Von «unhaltbaren Zuständen» und «schikanösen Befehlen» war die Rede; «solche Skandale, die in erster Linie Vorgesetzte zu verantworten haben, schaden dem Ansehen der Bundeswehr», erklärte der außenpolitische Sprecher der Unionsfraktion, Philipp Missfelder. Doch wo genau lag im Rückblick eigentlich der Skandal? In der rauen Behandlung an Bord, die aus Abiturienten Soldaten machen soll, oder nicht eher in der Wehleidigkeit der Marinekadetten, die den Kommandanten dazu veranlasste, sich über deren mangelnde körperliche Tüchtigkeit zu beklagen?

Natürlich ist es nicht schön, von seinen Vorgesetzten angeherrscht oder angebrüllt zu werden, das hat niemand gerne, aber in einem normalen Unternehmen pfeifen einem auch keine Kugeln um die Ohren. Was die vielbeklagten Ekelrituale angeht, lässt sich nur sagen: Da ist man von jeder Folge «Dschungelcamp», an dem sich jedes Mal die halbe Nation weidet, Schlimmeres gewöhnt. Der Gewinner der letztjährigen Staffel, Peer Kusmagk, wäre froh gewesen, wenn er den Kopf nur in ein bisschen braune Pampe hätte stecken müssen. Der arme Kerl wurde zum Abschluss mit Ratten in einen Sarg gesteckt, so sieht Menschenschinderei aus!

Irgendwie scheint aus dem Blick geraten, dass die Ka-

detten, die sich beim Wehrbeauftragten über einen unerträglichen Druck an Bord beklagten, keine Rekruten waren, sondern Offiziersanwärter, also Männer und Frauen, von denen man erwartet, dass sie später im Gefecht einen kühlen Kopf bewahren und die richtigen Befehle geben. Unter Feindbeschuss kann man leider auch nicht mit dem Hinweis, man habe noch Sonnencreme an den Fingern, das Gewehr zur Seite legen.

Aber genau hier liegt möglicherweise das Missverständnis, das dem Fall solche Aufregung bescherte: Das Kriegshandwerk ist mit der Käßmann-Kultur, in der man anderen mit ganz viel Verständnis begegnet, nur bedingt kompatibel. Wir haben uns offenbar immer noch nicht an den Gedanken gewöhnt, dass die Bereitschaft zu töten im Krieg unabdingbar ist – was uns allerdings nicht daran hindert, gleichzeitig im Bundestag das Afghanistan-Mandat zu verlängern und damit weitere Soldaten einem erstaunlich rücksichtslos agierenden Feind entgegenzuschicken.

Der Tod der jungen Kadettin, die beim Aufentern den Halt verlor, ist tragisch und für die Eltern ein grausamer Verlust, aber der Alltag in einer Armee ist zwangsläufig mit besonderen Gefährdungen verbunden. Seit Indienstnahme der «Gorch Fock» als Marineschulschiff sind dort sechs junge Menschen ums Leben gekommen; jedes Jahr gibt es bei der Bundeswehr tödliche Unfälle, weil sich versehentlich ein Schuss löst oder jemand unter eine Panzerkette gerät. Wer sich für die Offizierslaufbahn entscheidet, weil er kostenlos Zahnmedizin oder Vergleichbares studieren will, dem kann man nur den Rat geben, dies an einer normalen Uni zu tun, das Militär ist dafür nicht der richtige Platz. Wo die Auszubildenden mit Waffen und scharfer Munition hantieren, wird es immer deutlich gefährlicher zugehen als in einem Labor oder Hörsaal.